

EXEKUTION

DAVID BALDACCI

EXEKUTION

THRILLER

Aus dem Amerikanischen von Uwe Anton

HEYNE <

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel *The Fix* bei Grand Central
Publishing / Hachette Book Group Inc., New York

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand
zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC®No01967

Copyright © 2017 by Columbus Rose, Ltd.
Copyright © 2020 der deutschen Ausgabe by Wilhelm Heyne Verlag,
München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München, unter Verwendung
von Shutterstock / ostill / Steve Heap
Redaktion: Wolfgang Neuhaus
Herstellung: Helga Schörnig
Satz: Christine Roithner Verlagsservice, Breitenauich
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany

ISBN 978-3-453-27160-9

www.heyne-verlag.de

*Für Jamie Raab, eine großartige Verlegerin
und wunderbare Freundin. Danke für deine Unterstützung
in den letzten zwanzig Jahren. Mögen auch deine zukünftigen
Unternehmungen dir Freude und Erfolg bringen.*

Ich bin und bleibe dein größter Fan!

1

Normalerweise war die FBI-Zentrale einer der sichersten Orte auf Erden.

Nicht an diesem Tag.

Das J. Edgar Hoover Building, Hauptquartier des »Bureau«, war keineswegs in Ehren gealtert. Nach mehr als vierzig Jahren war es zu einem schäbigen, häuserblockgroßen Kasten mit pissgelben Honigwabfenstern aus bröckeligem Beton geworden, mit rostigen Alarmsirenen, die beharrlich schwiegen, und schmutzigen Toiletten, die nie funktionierten. Am Dachrand hatte man ein Sicherheitsnetz gespannt, das abbrechende Betonklötze auffangen sollte, bevor sie in die Tiefe stürzen und jemanden erschlagen konnten.

Seit Langem schon wollte das FBI für seine elftausend Mitarbeiter eine neue Zentrale erbauen lassen; allerdings war bis jetzt nicht einmal ein möglicher Standort ausgewählt worden. Deshalb lag die Eröffnung eines neuen Hauptquartiers ungefähr zwei Milliarden Dollar und sieben Jahre in der Zukunft. Der hochgewachsene Mann, der zwischen den Baumreihen über den Bürgersteig schlenderte, hieß Walter Dabney. Eine dreiviertel Stunde zuvor hatte er sich von einem Uber-Taxi an einem Coffeeshop ein Stück die Straße hinunter absetzen lassen und etwas zu essen bestellt. Nun ging er den Rest des Weges zu Fuß. Dabney war in den Sechzigern und trug sein schütteres, grau meliertes Haar gescheitelt. Es sah frisch geschnitten aus; hinten war ein kleiner

Wirbel. Dabneys Anzug war teuer und saß dank einer geschickten Schneiderhand wie angegossen an seinem dicklichen Körper. Ein buntes Einstecktuch zierte die Vorderseite des dunklen Jacketts. Am Schlüsselband um seinen Hals hingen Ausweiskarten, die ihm Zugang zum Allerheiligsten des Hoover Building erlaubten. Seine grünen Augen blickten wachsam, während seine Schritte, die den Aktenkoffer rhythmisch hin- und herschwingen ließen, Entschlossenheit verrieten.

Aus der Gegenrichtung kam eine Frau. Anne Berkshire hatte die U-Bahn genommen. Sie war Ende fünfzig und zierlich, mit grauem Haar und ovalem Gesicht. Als sie sich dem Hoover Building näherte, schien sie zu zögern. Ihr hing kein Schlüsselband um den Hals, und ihr einziger Ausweis war der Führerschein in ihrer Handtasche.

Es war später Vormittag. Die morgendliche Rushhour hatte sich aufgelöst, doch immer noch waren Scharen von Fußgängern unterwegs, und auf den Straßen brodelte der Verkehr, da um diese Uhrzeit viele FBI-Mitarbeiter die Tiefgarage in der Nähe des Hoover Building ansteuerten.

Dabney legte in seinen teuren Allen-Edmonds-Brogues einen Schritt zu und piff dabei eine fröhliche Melodie. Er schien nicht die geringsten Sorgen zu haben.

Die Frau, Anne Berkshire, ging jetzt ebenfalls schneller. Ihr Blick huschte nach rechts, nach links, als wollte sie alles auf einmal in sich aufnehmen.

Ungefähr zwanzig Meter hinter Dabney stapfte Amos Decker über den Bürgersteig. Er war ein Hüne von eins fünfundneunzig und so wuchtig gebaut wie der Footballverteidiger, der er einst gewesen war. Seit Monaten auf Diät, hatte Decker ordentlich an Gewicht verloren, doch es gab noch reichlich Luft nach unten. Der Saum seiner Khakihose war fleckig, und der lange Pullover

mit dem Logo der Ohio State Buckeyes verhüllte seine Wampe ebenso gründlich wie seine Pistole, eine Glock 41 Generation 4, die im Gürtelholster am Hosenbund steckte. Voll geladen mit ihrem Dreizehn-Patronen-Standardmagazin wog sie genau ein Kilo. Deckers Schuhe, Größe achtundvierzig, knallten im Rhythmus seiner Schritte auf das schmutzige Pflaster. Sein Haar war, freundlich ausgedrückt, zerzaust.

Amos Decker, Angehöriger einer Spezialeinheit des FBI, war an diesem Morgen auf dem Weg zu einer Besprechung im Hoover Building. Er freute sich nicht darauf, denn irgendeine Veränderung bahnte sich an, er hatte es im Urin, und Decker mochte keine Veränderungen. In den vergangenen zwei Jahren hatte er so viele davon erlebt, dass es für den Rest seines Lebens reichte. Er hatte sich gerade erst an einen neuen Tagesablauf gewöhnt und wollte, dass es so blieb. Doch wie es schien, hatte er keinen Einfluss darauf.

Er wuchtete seinen schweren Körper um eine Absperrung herum, die ihm auf dem Bürgersteig im Weg stand und ein Stück weit auf die Straße ragte. Eine orangerote Netzbarriere umschloss eine Kanalöffnung. In der Nähe lungerten ein paar Arbeiter herum. Ein Mann mit Schutzhelm stieg aus der Öffnung, ein anderer gab ihm ein Werkzeug. Die meisten standen untätig herum. Einige tranken Kaffee, andere plauderten.

Netter Job, überlegte Decker.

Ein Stück voraus sah Decker einen Mann, Walter Dabney, schenkte ihm aber kaum Aufmerksamkeit. Und die Frau, Anne Berkshire, fiel ihm deshalb nicht auf, weil sie zu weit vor ihm war.

Decker stapfte an der Garageneinfahrt vorbei und nickte dem FBI-Sicherheitsbeamten in seinem kleinen Wachhäuschen flüchtig zu. Der Mann hinter dem winzigen Fenster erwiderte das Nicken, ehe er den Blick pflichtbewusst über die Straße schweifen

ließ. Seine rechte Hand lag am Holster, in dem seine Dienstwaffe steckte, eine Neun-Millimeter, geladen mit Speer Gold Dot G2-Munition, die das FBI wegen ihrer Durchschlagskraft benutzte. Das Motto dieser buchstäblich umwerfenden Munition hätte lauten können: »Wo ich treffe, wächst kein Gras mehr.« Andererseits galt das für die meiste Munition, solange man das Ziel richtig erwischte.

Ein Vogel flatterte vor Decker vom Himmel herab, ließ sich auf einer Straßenlampe nieder und beäugte mit einem Ausdruck, den man als Neugier hätte deuten können, die Passanten. Die Luft war kühl, und trotz seines dicken Pullovers fröstelte Decker. Die Sonne hatte sich hinter eine dichte Wolkendecke verkrochen, die den Potomac River ungefähr eine Stunde zuvor überquert und sich wie eine graue Kuppel über Washington gestülpt hatte.

Walter Dabney, noch immer ein gutes Stück vor Decker, näherte sich nun dem Ende des Straßenzuges, wo er links abbiegen musste, um zum Geschäftseingang des FBI zu gelangen. Vor Jahren hatte es hier öffentliche Besichtigungstouren gegeben; die Besucher konnten sich das berühmte FBI-Labor anschauen und auf dem Schießplatz den Special Agents beim Training zusehen. In Zeiten des internationalen Terrorismus gab es so etwas nicht mehr. Immerhin wurden seit 2008 die Rundgänge wieder veranstaltet, die nach dem 11. September ebenfalls eingestellt worden waren. Das FBI hatte sogar ein Informationszentrum für Besucher eröffnet. Eine Besuchserlaubnis musste allerdings einen Monat im Voraus beantragt werden, damit das FBI einen gründlichen Hintergrundcheck des Besuchers aspiranten vornehmen konnte. Hier war es wie bei den meisten Regierungsgebäuden, die heutzutage Festungen ähnelten: Das Hineinkommen war schwierig, das Herauskommen noch schwieriger.

Als Dabney sich der Gebäudeecke näherte, wurden seine Schritte langsamer, während Anne Berkshire schneller ging.

Decker trottete weiter. Seine langen Schritte fraßen Meter um Meter, bis er sich nur noch zehn Schritte hinter Dabney befand. Anne Berkshire war fünf Meter von Dabneys anderer Seite entfernt. Kurz darauf hatte sie den Abstand halbiert; keine drei Schritte mehr trennten sie von Walter Dabney.

Jetzt, da Berkshire in unmittelbare Nähe Dabneys war, sah Decker die Frau. Er selbst war nun drei Meter hinter dem Paar und bog ebenfalls ab.

Berkshire warf Dabney einen Blick zu und schien ihn zum ersten Mal bewusst wahrzunehmen. Dabney hingegen beachtete die Frau nicht. Erst Sekunden später bemerkte er Berkshires Blick und lächelte. Hätte er einen Hut getragen – er hätte ihn aus Höflichkeit gelüftet.

Berkshire erwiderte Dabneys Lächeln nicht. Stattdessen griff sie nach dem Verschluss ihrer Handtasche.

Dabney wurde langsamer.

Decker wurde abgelenkt, als er auf der anderen Straßenseite einen Mann entdeckte, der aus einem Imbisswagen Frühstücksburritos verkaufte. Kurz fragte er sich, ob die Zeit reichte, sich vor der Besprechung eines der fetttriefenden Dinger zu Gemüte zu führen, schaute dann aber schweren Herzens wieder nach vorn, als er einsah, dass es seinem Bauchumfang nicht guttun würde.

Beiläufig registrierte er, dass der Mann und die Frau sich nun auf gleicher Höhe befanden, dachte sich aber nichts dabei. Wahrscheinlich kannten sich die beiden und trafen sich hier.

Decker warf einen Blick auf die Uhr. *Halt dich ran*, sagte er sich. *Wenn du dein Leben verändern willst, musst du pünktlich sein.*

Als er den Blick wieder hob, erstarrte er.

Der Mann war nun zwei Schritte hinter die Frau zurückgefallen. Ohne dass sie etwas ahnte, zielte er mit einer kleinen, klöbigen Beretta auf ihren Hinterkopf.

Bei Decker schrillte die Alarmglocke. Blitzartig griff er nach seiner Waffe, spannte jeden Muskel an.

In diesem Moment betätigte Dabney den Abzug.

Die Frau wurde nach vorn gerissen, als die Kugel in schrägem Winkel in ihren Nacken einschlug. Das Geschoss zertrümmerte mehrere Halswirbel, drang in den Schädel ein, prallte von der Schädeldecke ab und trat durch die Nase aus. Die aufgebaute kinetische Energie bewirkte, dass die Kugel ein Austrittsloch hinterließ, das dreimal so groß war wie die Eintrittswunde.

Anne Berkshire stürzte vornüber auf den Bürgersteig. Von ihrem Gesicht war nicht mehr viel übrig. Der Beton war mit ihrem Blut und Gewebe bespritzt.

Die Pistole in der Faust, stürmte Decker los, während die Passanten schrien und die Flucht ergriffen.

Dabney stand da, hielt noch immer seine Beretta.

Deckers Herz raste, als er auf den Mann zielte. »FBI!«, brüllte er. »Die Waffe runter!«

Dabney drehte sich zu ihm um, ohne die Beretta auch nur einen Millimeter zu senken.

Decker hörte schnelle Schritte im Rücken, warf einen hastigen Blick über die Schulter und sah, dass der Mann aus dem Wachhäuschen mit gezogener Waffe herbeigerannt kam. Mit der freien Hand hob Decker seinen FBI-Ausweis und rief: »Der Kerl da hat die Frau erschossen!«

Dabney rührte sich noch immer nicht.

Decker ließ das Schlüsselband los und nahm den Beidhandschlag ein. Die Mündung seiner Glock zielte auf Dabneys Brust.

»Weg mit der Waffe!«, hörte Decker den Uniformierten rufen, der Augenblicke später neben ihm stehen blieb und die Pistole ebenfalls auf Dabney richtete. »Wird's bald!«

Jetzt standen zwei Waffen gegen eine. Dabney hatte keine Chance. Decker war sicher, dass der Mann aufgab und die Beretta fallen ließ.

Weit gefehlt.

Dabney blickte zuerst den Wächter an. Dann Decker. Dann lächelte er.

»Nein!«, brüllte Decker.

Dabney drückte sich die Pistolenmündung unters Kinn und drückte den Abzug zum zweiten und letzten Mal.

Dunkelheit, ging es Decker durch den Kopf, als er auf dem Stuhl saß und im Dämmerlicht die Leiche der Frau betrachtete. In unseren letzten Augenblicken wartet sie auf uns alle.

Anne Berkshire lag in der Leichenhalle der Gerichtsmedizin des FBI auf einem Tisch aus rostfreiem Stahl. Die Leiche war vollständig entkleidet worden; ihre Sachen hatte man in Beweismitteltüten verstaut, um sie später zu untersuchen. Ein grünes Tuch verhüllte den nackten Körper. Das verwüstete Gesicht der Frau war ebenfalls bedeckt, allerdings hatte ihr Blut den Stoff rot und fleckig werden lassen.

Auch wenn es nicht den leisesten Zweifel gab, was den Tod der Frau verursacht hatte, musste eine Autopsie vorgenommen werden. Das Gesetz verlangte es so.

Im Unterschied zu Anne Berkshire hatte Dabney wie durch ein Wunder überlebt. Bis jetzt. Die Ärzte in dem Krankenhaus, in dessen Notaufnahme er eingeliefert worden war, hatten keine Hoffnung, dass er jemals wieder das Bewusstsein erlangte. Die Kugel hatte einen Teil seines Gehirns zerstört. Unfassbar, dass er nicht auf der Stelle tot gewesen war.

Alex Jamison und Ross Bogart, zwei Kollegen aus Deckers Spezialeinheit, die aus Zivilisten und FBI-Agenten bestand, hielten sich derzeit bei Dabney im Krankenhaus auf. Falls er wider Erwarten zu Bewusstsein kam, wollten sie festhalten, was er von sich gab, da es möglicherweise erklären würde, weshalb er Berk-

shire auf offener Straße erschossen und dann versucht hatte, sich das Leben zu nehmen. Doch den Ärzten zufolge würde Dabney sich nie so weit erholen, dass er vernommen werden konnte.

Während seine Kollegen im Krankenhaus Däumchen drehten, saß Decker im Dämmerlicht der Leichenhalle und starrte auf das blutige Tuch, das Anne Berkshires Überreste bedeckte.

Obwohl, dämmrig war die Leichenhalle nicht. Nicht für Amos Decker. Für ihn leuchtete sie in einem metallischen Blaugrün. Es war ein Phänomen, das er einem beinahe tödlichen, Jahre zurückliegenden Sportunfall auf dem Fußballplatz verdankte. Der Zusammenprall mit einem Gegenspieler hatte Deckers Gehirn binnen eines Sekundenbruchteils dramatisch verändert. Die Wucht der Kollision hatte Myriaden von Nervenbahnen gewaltsam verknüpft, neue neuronale Schaltkreise hergestellt und einen Zustand herbeigeführt, der als »Hyperthymesie« bezeichnet wird und der nichts weniger als ein perfektes Gedächtnis umschrieb. Decker brauchte keine Notizzettel, keine Karteikarten. Er behielt alles im Kopf, jede noch so winzige Kleinigkeit. Aber das war noch nicht alles. Eine zweite, nicht weniger gravierende Veränderung seines Gehirns hatte eine sogenannte Synästhesie hervorgerufen, ein Phänomen, das sich darin äußert, dass der Betroffene Zahlen, Personen, sogar Empfindungen mit bestimmten Farben verknüpft.

Der Tod und das Sterben beispielsweise besaßen für Decker verschiedene Blautöne. Deshalb war die Straße himmelblau erstrahlt, als Dabney die Frau erschossen hatte. Und deshalb leuchtete die Leichenhalle jetzt in schimmerndem Blaugrün.

Decker hatte seine Aussage beim FBI und der Washingtoner Polizei gemacht, genau wie der Sicherheitsbeamte, der ihn am Tatort unterstützt hatte. Es hatte nicht viel zu sagen gegeben. Die Sache war glasklar. Dabney hatte eine Waffe gezogen, hatte erst Berkshire erschossen, dann sich selbst. Keine weiteren Fragen.

Bis auf die nach dem Warum.

Die Deckenlampe flammte auf, und eine Frau in einem weißen Laborkittel, allem Anschein nach die Gerichtsmedizinerin, kam in den Obduktionssaal. Sie stellte sich als Lynne Wainwright vor, eine Frau in den Vierzigern, deren Gesicht die leicht gequälten Züge eines Menschen zeigte, der in seinem Leben schon jede Art von Gewalt gesehen hatte.

Decker stand auf, zückte seinen Ausweis, erklärte seine Zugehörigkeit zur FBI-Spezialeinheit und verkündete, dass er Zeuge des Mordes gewesen sei.

Todd Milligan, das vierte Mitglied der Spezialeinheit, kam in die Leichenhalle. Es hatte mal ein fünftes Mitglied gegeben – Lisa Davenport, eine Psychologin. Doch sie war nicht bei der Gruppe geblieben, sondern nach Chicago übersiedelt, um eine Privatpraxis zu eröffnen.

Milligan war Mitte dreißig, eins achtzig groß, hatte militärisch kurz geschnittenes Haar und einen durchtrainierten Körper. Milligan und Decker hatten sich anfangs nicht besonders leiden können, kamen mittlerweile aber so gut zurecht, wie Amos Decker mit einem Mitmenschen zurechtkommen konnte.

Im Umgang mit anderen hatte Decker große Probleme. Das war nicht immer so gewesen, aber der Sportunfall und die Hirnverletzung hatten seine Persönlichkeit tiefgreifend verändert und aus einem geselligen Mann einen Eigenbrötler gemacht, verschlossen und in sich gekehrt. Diesem anderen Decker war die Fähigkeit abhandengekommen, das soziale Verhalten seiner Mitmenschen und die Zeichen stummer Interaktion zu entschlüsseln und einzuordnen, was den meisten Menschen angeboren war. Viele Leute, denen Decker das erste Mal begegnete, hielten ihn für einen Autisten und lagen damit gar nicht so falsch.

»Wie geht's, Decker?« Wie immer trug Milligan einen dunk-

len Anzug mit makellos weißem Hemd und gestreifter Krawatte. Neben ihm sah der notorisch schlampige Decker beinahe wie ein Penner aus.

»Besser als ihr.« Decker zeigte auf Berkshires Leiche. »Was wissen wir bis jetzt über die Frau?«

Milligan holte ein kleines Tablet aus der Innentasche seines Mantels und scrollte den Bildschirm herunter. Währenddessen beobachtete Decker, wie Wainwright das Tuch von der Leiche zog und die zur Autopsie erforderlichen Instrumente vorbereitete.

»Anne Meredith Berkshire«, las Milligan vor. »Neunundfünfzig, unverheiratet, Aushilfslehrerin an einer katholischen Schule in Fairfax County. Sie wohnt ... wohnte in Reston.«

»Verwandte?«, fragte Decker.

»Bis jetzt haben sich noch keine gemeldet, aber wir suchen noch.«

»Was wollte sie im Hoover Building?«

»Wir haben keinen blassen Schimmer. Wir wissen nicht mal, ob das FBI-Gebäude überhaupt ihr Ziel war. Auf jeden Fall war sie heute nicht zum Unterricht eingeteilt.«

»Und Dabney?«

»Einundsechzig, verheiratet, vier erwachsene Töchter. Führt ein erfolgreiches Zuliefererunternehmen für Regierungsaufträge. Arbeitet im Auftrag des FBI und verschiedener Geheimdienste. Davor war er zehn Jahre für die NSA tätig. Wohnt in einer schicken Villa in McLean. Der Mann kommt sehr gut zurecht.«

»Kam sehr gut zurecht«, verbesserte ihn Decker. »Was ist mit seiner Ehefrau? Den Kindern?«

»Wir haben mit der Frau gesprochen. Sie ist verständlicherweise völlig von der Rolle. Die vier Töchter wohnen in alle Him-

melsrichtungen verstreut. Eine lebt in Frankreich. Sie kommen alle her.«

»Hat eine von denen eine Erklärung dafür, weshalb Dabney das getan haben könnte?«

»Wir haben noch nicht mit allen gesprochen, aber bis jetzt gibt es keinen Hinweis. Die Familie steht noch unter Schock.«

Deckers nächste Frage zielte auf das Offensichtliche. »Gibt es eine Verbindung zwischen Dabney und Anne Berkshire?«

»Bisher hat sich nichts ergeben, aber wir fangen ja auch gerade erst an. Glaubst du, der Mann wollte einfach nur jemanden erschießen, irgendeinen x-Beliebigen, bevor er Selbstmord beging? Und Berkshire hatte bloß das Pech, die Erstbeste zu sein?«

»Möglich«, erwiderte Decker. »Aber warum eine Unschuldige töten, wenn man sich umbringen will? Wozu?«

»Vielleicht ist der Typ verrückt geworden. Möglicherweise finden wir etwas in seiner Vorgeschichte, das erklärt, warum er durchgedreht ist.«

»Dabney hatte einen Aktenkoffer und einen Ausweis dabei. Anscheinend wollte er ins Hoover Building. Hatte er dort einen Termin?«

»Ja. Wir haben herausgefunden, dass er eine Besprechung hatte. Es ging um ein Projekt, das seine Firma im Auftrag des FBI übernehmen sollte. Reine Routine.«

»Wenn der Mann durchgedreht ist – wieso hat er sich dann in Schale geschmissen und ist für eine Routinebesprechung in die Stadt gekommen?«

Milligan nickte. »Ungereimtheiten. Trotzdem, möglich ist es.«

»Alles ist möglich«, murmelte Decker und trat an Lynne Wainwrights Seite. »Die Mordwaffe war eine Beretta, Kaliber neun Millimeter. Kontaktwunde im Nacken mit aufwärts gerichteter Flugbahn. Die Frau starb beim Einschlag der Kugel.«

Die Gerichtsmedizinerin bereitete eine Stryker-Säge vor, mit der sie Berkshires Schädel öffnen wollte. »Passt definitiv zu den äußeren Verletzungen.«

»Falls Dabney stirbt, machen Sie dann auch bei ihm die Autopsie?«, wollte Decker wissen.

Wainwright nickte. »Da Dabney für uns gearbeitet hat und die Sache sozusagen auf unserer Türschwelle passiert ist, übernimmt das FBI die Leitung der Ermittlungen. Deshalb bin ich ab sofort ganz die Ihre.«

Decker wandte sich wieder Milligan zu. »Hat das FBI schon ein Team auf den Fall angesetzt?«

Milligan nickte.

»Wer gehört dazu? Kennst du die Leute?«

»Sehr gut sogar.«

»Und? Wer ist es?«

»Wir.«

Decker blinzelte. »Wir?«

»Bogarts Team wurde auf den Fall angesetzt. Und das sind nun mal wir.«

»Aber wir kümmern uns um kalte Fälle!«

»Darum ging es bei der heutigen Besprechung. Sie wollten unseren Aufgabenbereich ändern. Von den kalten zu den heißen Fällen. Und weil du am Tatort warst, Amos, lag es auf der Hand, uns diesen Fall zu übertragen. Also, legen wir los.«

»Ich war *Zeuge* des Verbrechens!«

»Ich weiß. Aber es ist ja nicht so, als gäbe es Zweifel in Bezug auf die Ereignisse. Außerdem gab es eine Reihe von Augenzeugen. Deine Aussage wird also nicht benötigt.«

»Aber ich bin hier, um alte, ungelöste Fälle aufzuklären«, protestierte Decker.

»Das entscheiden nicht wir, Amos, sondern die da oben.«

»Die können uns einfach den Boden unter den Füßen wegziehen, ohne zu fragen?«

Milligan wollte lächeln, ließ es aber, als er Deckers gereizte Miene sah. »So arbeitet die Bürokratie, Amos. Wir müssen Dienstanweisungen befolgen, zumindest Ross und ich. Du und Alex, ihr könntet es euch wahrscheinlich erlauben, den Krepel hinzuschmeißen, aber meine Karriere ist mit dem FBI verbunden.« Er hielt inne. »Außerdem ändert sich ja nichts. Wir fangen noch immer die Bösen, nur dass die Bösen jetzt aktuelle Verbrechen begangen haben. Du darfst also weiterhin das tun, was du so gut kannst.«

Decker nickte, doch Milligans Worte schienen ihn nicht beschwichtigt zu haben. Wieder schaute er auf Berkshires Leiche. Augenblicklich bestürmte ihn das unheilverkündende, irisierende Blaugrün. Übelkeit stieg in ihm auf.

Wainwright warf ihm einen Blick zu. Erst jetzt bemerkte sie den Namen auf Deckers Ausweis. »He, Moment mal ... Amos Decker? Sind Sie der Mann, der nichts vergisst?«

Als Decker stumm blieb, sagte Milligan rasch: »Ja, das ist er.«

»Ich habe gehört, dass Sie in den letzten Monaten ein paar alte Fälle gelöst haben. Vor allem die Melvin-Mars-Geschichte.«

»Das war das ganze Team«, sagte Milligan. »Doch ohne Decker hätten wir's nicht geschafft.«

Mit einem Mal regte sich Decker. Er zeigte auf einen purpurnen Fleck auf Berkshires Handrücken. »Was ist das?«

»Werfen wir einen näheren Blick darauf«, meinte Wainwright. Sie griff nach einem Vergrößerungsglas an einem Schwenkarm, zog es auf die von Decker angezeigte Stelle, schaltete eine Lampe ein und richtete sie auf die Hand der Toten. »Hm. Scheint eine Art Stempel zu sein ...«

Decker warf einen Blick durch die Lupe und las: »Dominion

Hospice.« Er schaute zu Milligan, der bereits auf sein Tablet eintippte.

»Ich hab's.« Milligan las vom Bildschirm ab. »Das Dominion Hospice liegt in der Nähe vom Reston Hospital. Offensichtlich kümmern sie sich dort um Kranke im Endstadium.«

Decker betrachtete Berkshires Leiche. »Der Stempel ist noch auf ihrer Hand, also war sie vermutlich heute dort. Eine Dusche hätte die Tinte abgewaschen.«

»Ob sie dort jemanden besucht hat?«, fragte Milligan.

Decker zuckte mit den Schultern. »Gut möglich. Sie war ja nicht dem Tode geweiht, bis Dabney sie erschossen hat.«

Ohne ein weiteres Wort drehte Decker sich um und verschwand aus der Leichenhalle.

Wainwright schaute mit erhobenen Brauen zu Milligan hinüber.

»Oh, so was tut er oft«, sagte Milligan. »Ich hab mich irgendwie daran gewöhnt.«

»Dann haben Sie mehr Verständnis für ein solches Verhalten als ich.« Wainwright hielt die Stryker-Säge hoch. »Wenn der Kerl mich weiterhin einfach so stehen lässt, ziehe ich ihm das Ding hier über den Schädel.«

3

Walter Dabney lag im Sterben.

Seine Brust hob und senkte sich im Rhythmus seiner unregelmäßigen, krampfhaften Atemzüge. Es schien, als wäre seine Lunge die erschöpfte Nachhut, die mühsam Schritt hielt, während sich der Geist bereits darauf vorbereitete, den Körper zu verlassen.

Alex Jamison, das einzige weibliche Mitglied in Deckers FBI-Spezialeinheit, war Ende zwanzig, hochgewachsen, schlank und hübsch, mit langem brünettem Haar. Sie saß rechts neben dem Bett auf der Intensivstation. Der andere Kollege Deckers, FBI Special Agent Ross Bogart, ein Mann Ende vierzig, dessen perfekt gekämmtes dunkles Haar von markanten grauen Strähnen durchzogen wurde, stand links von ihr, die Hand am Sicherheitsgitter des Bettes.

Dabney war an ein Gewirr von Überwachungskabeln und Schläuchen für intravenöse Medikamente angeschlossen. Sein rechtes Auge war ein leerer Krater, weil die Kugel, die er sich ins Kinn geschossen hatte, dort ausgetreten war, nachdem sie Teile seines Gehirns durchpflügt hatte. Wo seine Haut nicht angeschwollen und von Blutergüssen verunstaltet wurde, zeigte sie ein hässliches Grau. Seine Atmung ging stockend, und der Monitor ließ erkennen, dass seine Werte heftigen Schwankungen unterworfen waren.

Die Ärzte, die den ganzen Tag ein und aus gegangen waren,

hatten bestätigt, dass es nur eine Frage der Zeit sei, bis das Hirn dem Herzen befahl, die Arbeit einzustellen. Und es gab nichts, was sie dagegen tun konnten. Die Verletzungen waren so schwer, dass kein Medikament und keine OP den Mann retten konnten. Die Mediziner dokumentierten nur noch den Countdown bis zum Tod.

Mrs. Eleanor Dabney, allgemein als Ellie bekannt, war dreißig Minuten nachdem das FBI sie informiert hatte im Krankenhaus eingetroffen. Man würde sie noch befragen müssen, doch im Augenblick war Ellie eine trauernde Witwe in spe. Derzeit hielt sie sich in dem kleinen Bad neben dem Krankenzimmer auf, wo sie sich würgend übergab; eine Krankenschwester war bei ihr.

Bogart musterte Jamison. Sie schien es zu spüren und hob den Blick.

»Haben Sie etwas von Decker gehört?«, fragte er leise.

Jamison schaute auf ihr Handy und schüttelte den Kopf. »Er wollte zu Berkshires Leiche in der Gerichtsmedizin.« Sie tippte eine SMS an Decker und schickte sie los. »Ich habe Todd eine Kopie geschickt.«

Bogart nickte. »Gut. Er wird Decker auf der richtigen Spur halten.«

Decker war eine mittlere Katastrophe, wenn es um Kommunikation ging, das wussten alle, die ihn kannten.

Bogart richtete den Blick wieder auf den Sterbenden. »Nichts in der Akte dieses Mannes deutet darauf hin, dass so etwas hätte passieren können. Und es gibt nicht die kleinste Verbindung zu Anne Berkshire.«

»Solange es keine willkürliche Tat war, *muss* es irgendetwas geben«, meinte Jamison. »Aber selbst das würde uns keine schlüssige Erklärung liefern, nehme ich an.«

Bogart schaute zum Monitor, auf dem die Lichtpunkte, die Herzschlag und Atmung des Sterbenden anzeigten, wie nackte Füße auf glühenden Kohlen hüpfen.

»Ich fürchte, er stirbt uns weg, ohne noch ein Wort zu sagen«, murmelte er.

»Aber *wenn* er etwas sagt, sind wir zur Stelle«, erklärte Jamison.

Die Badezimmertür öffnete sich, und die Krankenschwester kam mit Ellie Dabney heraus. Ellie war Anfang sechzig, groß und langbeinig, mit schlanker Taille und schmalen Hüften. Ihre Züge waren attraktiv, die Wangenknochen hoch und fest, die Augen groß, die Pupillen von anziehender hellblauer Farbe. Sie trug ihr graues Haar lang und offen. Allem Anschein nach war sie in ihrer Jugend eine gute Sportlerin gewesen. Jetzt aber schien die Mutter von vier erwachsenen Töchtern mit drei Enkeln und einem sterbenden Ehemann selbst dem Jenseits nahe zu sein.

Bogart stellte ihr einen Stuhl neben das Bett, während Jamison aufstand und der Krankenschwester half, Ellie zum Bett zu führen, wo sie sich erschöpft auf den Stuhl sinken ließ.

Die Schwester überprüfte den Monitor, verzog das Gesicht und ging. Leise schloss sie die Tür hinter sich. Ellie griff durch das Bettgitter, nahm die Hand ihres Mannes und drückte die Stirn auf die Querstange des Gitters, wobei sie leise weinte.

Bogart und Jamison tauschten einen Blick.

»Mrs. Dabney«, sagte Bogart schließlich, »wir könnten dafür sorgen, dass man Ihre Kinder herbringt, sobald sie eingetroffen sind. Wie sieht es damit aus?«

Zuerst zeigte Ellie keine Reaktion; dann nickte sie stumm.

»Wissen Ihre Kinder schon Bescheid?«, fragte Bogart. »Oder sollen wir jemanden kontaktieren?«

Ellie hob den Kopf und sagte, ohne ihn anzuschauen: »Meine

Tochter Jules.« Sie zog ein Handy aus der Tasche, drückte auf ein paar Tasten und hielt es Bogart so hin, dass er auf das Display schauen konnte. Bogart notierte sich die Nummer, nickte Ellie zu und verließ das Zimmer.

Jamison legte der älteren Frau eine Hand auf die Schulter. »Es tut mir sehr leid, Mrs. Dabney.«

»Hat Walter ... hat er tatsächlich jemanden erschossen? Das FBI ... sie behaupten ...«

»Wir müssen jetzt nicht darüber reden.«

Ellie wandte Jamison ihr tränennasses Gesicht zu. »Walt kann das unmöglich getan haben. Sind Sie ganz sicher, dass nicht jemand anders auf die Frau geschossen hat? Walter könnte so etwas nicht. Er ... er ...« Sie verstummte und ließ die Stirn wieder auf das Gitter sinken.

Der Monitor fing an zu piepsen. Beide Frauen schreckten auf, aber das Gerät verstummte wieder.

»Wir sind uns sicher, Mrs. Dabney, dass Ihr Mann geschossen hat. Ich wünschte, ich könnte etwas anderes sagen, aber es gab Zeugen.«

Ellie putzte sich mit einem Taschentuch die Nase. »Er wird nicht wieder gesund, oder?«

»Ich fürchte, nein. Die Ärzte sind pessimistisch.«

»Ich begreife es einfach nicht. Ich wusste nicht einmal, dass Walter eine Waffe besitzt.«

Jamison musterte die ältere Frau ein paar Sekunden lang, ehe sie fragte: »Ist Ihnen in letzter Zeit eine Veränderung im Verhalten Ihres Mannes aufgefallen?«

»Inwiefern?«, fragte Ellie abwesend.

»War er launisch? Hatte er berufliche Sorgen? Hat sein Appetit sich verändert? Hat er mehr getrunken als üblich? Gab es Anzeichen von Depressionen?«

Ellie lehnte sich gegen die Stuhllehne, zerknüllte das Taschentuch, starrte in ihren Schoß und schwieg.

Die plötzliche Stille war bedrückend, denn auf der Intensivstation herrschte eine unheilvolle Anspannung, als würde nur das plötzliche warnende Kreischen eines Monitors die Lebenden von den Toten trennen.

Draußen vor dem Zimmer waren Schritte zu hören; hin und wieder rannte jemand über den Flur, als irgendwo ein Monitor Alarm schlug; aus einem Lautsprecher kam blechern eine Durchsage, untermalt vom surrenden Geräusch der Hartgummiräder, als Apparate und Patienten durch die Flure gerollt wurden. Die Luft roch antiseptisch wie in allen Krankenhäusern und war unangenehm kühl.

Schließlich sagte Ellie: »Walt hat zu Hause nicht über die Geschäfte gesprochen. Er hat auch so gut wie nie getrunken ... nur bei Geschäftsessen, Veranstaltungen und dergleichen. Ich habe ihn öfters begleitet. Natürlich trank er schon mal ein Gläschen, aber immer nur genug, um gesellig zu sein, Abschlüsse zu tätigen, Kontakte zu knüpfen. Sie wissen schon.«

»Verstehe. Gab es finanzielle Sorgen?«

»Nicht dass ich wüsste, obwohl ... Walter hat sich um das Geld gekümmert. Aber bei uns standen nie Schuldeneintreiber vor der Tür, wenn Sie das meinen.«

»Litt er unter Stimmungsschwankungen?«

Ellie tupfte sich die Augen ab, blickte auf ihren sterbenden Ehemann und schaute schnell wieder weg. Sie zögerte; es schien ihr unangenehm zu sein, einer Fremden etwas über ihren Mann anzuvertrauen. »Er arbeitete hart, und wenn das Geschäft gut lief, war er glücklich. Lief es schlecht, war er deprimiert, wie jeder andere.«

»Also gab es nichts Außergewöhnliches?«

Ellie ballte das Taschentuch noch fester zusammen und warf es in den Papierkorb. Die Bewegung hatte etwas Endgültiges.

Jamison wartete geduldig. Die Zusammenarbeit mit Amos Decker hatte sie vor allem eines gelehrt: Geduld.

»Vor ungefähr einem Monat war er verreist«, sagte Ellie schließlich.

»Wohin?«

»Er hat es mir nicht gesagt. Das war ja das Ungewöhnliche. Sonst hat er mich immer ins Vertrauen gezogen.«

»Wie lange war er weg?«

»Etwa vier Tage. Könnte auch länger gewesen sein. Walt war wegen irgendeiner Sache in New York, ist dann aber von da aus weitergereist. Er rief mich an und sagte, es hätte sich etwas Unerwartetes ergeben, um das er sich kümmern müsse, und er wisse nicht genau, wie lange er wegbleiben würde.«

»Hat er ein Flugzeug genommen? Den Zug? War er im Ausland?«

»Ich weiß es nicht. Er sagte nur, es gehe um einen möglichen Kunden. Er müsse irgendetwas aus der Welt schaffen. Aber wie Walter es darstellte, schien die Sache nicht von großer Bedeutung zu sein. Vermutlich hat sein Büro sich um die Reisevorbereitungen gekümmert.«

»Nach seiner Rückkehr hat er nichts über die Reise erzählt?«

»Nichts. Ich nehme an, es war geschäftlich. Aber von diesem Tag an war etwas ... ich weiß nicht ... irgendetwas war anders.«

»Wann war das, sagten Sie?«

»Vor ungefähr einem Monat.«

»Ihr Mann besitzt eine Firma, die Regierungsaufträge übernimmt?«

Ellie nickte. »Dabney and Associates. Die Firma hat ihren Sitz in Reston. Ihre Arbeit unterliegt größtenteils der Geheimhal-

tung. Am Anfang war mein Mann allein, aber jetzt arbeiten dort ungefähr siebzig Angestellte. Walter hat Partner, aber er ist der CEO und besitzt die Kontrollmehrheit.« Ihre Augen weiteten sich. »Mein Gott ... vermutlich besitze *ich* sie jetzt!« Sie warf Jamison einen beinahe panischen Blick zu. »Bedeutet das, ich muss jetzt die Geschäfte übernehmen? Aber ... ich verstehe nichts davon. Ich habe nicht mal eine Sicherheitsfreigabe.«

Jamison nahm die Hand der Frau. »Ich glaube nicht, dass Sie sich derzeit über derartige Dinge Sorgen machen müssen, Mrs. Dabney.«

Ellie entspannte sich und konzentrierte sich wieder auf ihren Mann. »Wie hieß diese Person noch mal? Diese Frau, die Walter angeblich ... Man hat mir den Namen gesagt, aber ich erinnere mich nicht. Im Augenblick ist alles verschwommen.«

»Anne Berkshire. Sie war Aushilfslehrerin an einer katholischen Highschool in Fairfax. Kennen Sie die Frau?«

Ellie schüttelte den Kopf. »Nie von ihr gehört. Und ich wüsste nicht, warum Walter sie kennen sollte. Eine Highschool-Lehrerin? Walt und ich haben unsere Kinder ziemlich früh bekommen. Jules, unsere Älteste, ist siebenunddreißig. Und unser ältestes Enkelkind ist auch schon in der ersten Klasse. Außerdem wohnt es nicht mal in Virginia. Und wir sind nicht katholisch, sondern Presbyterianer.«

»Danke für diese Informationen. Sie waren sehr hilfreich.«

»Brauche ich einen Anwalt?«, fragte Ellie geradeheraus.

Jamison blickte unbehaglich drein. »Da bin ich nicht die richtige Ansprechpartnerin. Falls Sie oder Ihr Mann einen Anwalt beschäftigt haben oder kennen, sollten Sie lieber den fragen.«

Ellie nickte wie betäubt, griff durch das Bettgitter und packte wieder die Hand ihres Mannes.

Kurz darauf kam Bogart zurück ins Zimmer. »Es ist für alles

gesorgt, Mrs. Dabney. Ihre Tochter sagte mir, dass heute Abend alle da sind. Bis auf Natalie.«

»Natalie wohnt in Paris. Ich habe versucht, sie zu erreichen, aber es hat sich niemand gemeldet. Und was ich ihr sagen wollte, konnte ich ihr unmöglich auf die Voicemail sprechen.«

»Ihre Tochter Jules hat sie erreicht und ihr alles erklärt. Natalie versucht, so schnell wie möglich einen Flug zu bekommen.«

»Ich kann nicht glauben, dass das alles wirklich geschieht«, sagte Ellie leise. »Als Walt heute Morgen das Haus verließ, war die Welt noch in Ordnung. Und jetzt ...« Sie schaute zu Jamison und Bogart. »Alles ist zerstört. Einfach so.«

Einfach so, dachte Jamison.

4

Sie fuhren von einem Ort der Toten zu einem Ort der Sterbenden.

Nachdem Decker und Milligan sich am Empfang vorgestellt hatten, waren sie an die Leiterin des Dominion Hospice verwiesen worden. Sally Palmer war geschockt, als sie von Anne Berkshires Tod erfuhr.

»Mein Gott, sie war heute Morgen noch hier!« Palmer saß hinter dem Schreibtisch in ihrem kleinen, beengten Büro.

»Das hatten wir bereits vermutet«, sagte Decker. »Deshalb sind wir gekommen. Der Name dieses Hospizes war auf Mrs. Berkshires Hand gestempelt.«

»Ja, das gehört zu unseren Sicherheitsmaßnahmen.«

»Sind hier viele Sicherheitsmaßnahmen erforderlich?«, wollte Milligan wissen.

Palmer nickte. »Unsere Patienten bekommen starke Medikamente. Sie können sich nicht selbst verteidigen. Das ist unsere Aufgabe, und wir nehmen sie sehr ernst. Alle Besucher müssen durch den Vordereingang. Der Handstempel ist leicht zu sehen, und wir wechseln jeden Tag die Farbe. Auf diese Weise weiß unser Personal sofort, ob der Besucher hier sein darf.«

»Ist einer von Mrs. Berkshires Familienangehörigen Patient bei Ihnen? War sie deshalb heute Morgen bei Ihnen?«, fragte Decker.

»Nein. Anne war freiwillige Helferin. Sie hat verschiedenen

Patienten Gesellschaft geleistet. Oft wohnen die Familien nicht in der unmittelbaren Umgebung, deshalb sind Besuche von ihnen selten. Und da kommen unsere Freiwilligen ins Spiel, die natürlich sorgfältig ausgesucht werden. Sie kommen her und reden mit den Patienten, lesen ihnen vor oder leisten ihnen einfach nur Gesellschaft. Sterben ist nicht leicht, und allein zu sterben erst recht nicht.«

»Mit wem hat Mrs. Berkshire heute gesprochen?«, fragte Milligan.

»Das kann ich herausfinden. Entschuldigen Sie mich einen Augenblick.«

Palmer stand auf und verließ ihr Büro.

Milligan holte sein Handy hervor und checkte die Nachrichten. »Dabneys Frau ist bei ihrem Mann im Krankenhaus. Jamison schreibt, dass er das Bewusstsein nicht wiedererlangt hat und dass es wohl auch nie mehr der Fall sein wird.«

»Konnte Dabneys Frau irgendwelche Informationen geben?«

»Sie kannte Anne Berkshire nicht und war sich ziemlich sicher, dass sie ihrem Mann ebenfalls unbekannt war. Sie weiß auch nichts über die Geschäfte ihres Mannes und hatte keine Ahnung, warum er auf Berkshire geschossen hat. Aber sie sagte, ihr Mann habe vor einem Monat eine Reise mit unbekanntem Ziel gemacht und sei nach der Rückkehr verändert gewesen.«

»Inwiefern?«

»Seine Stimmung war gedrückt. Und er wollte ihr nicht sagen, wohin er gereist war.«

»Verstehe.«

Milligan schaute sich in dem kleinen Büro um. »Glaubst du wirklich, wir finden hier eine Spur?«

»Viele Menschen werden von Wildfremden getötet, aber die meisten Opfer kannten ihren Mörder.«

»Ein tröstlicher Gedanke«, sagte Milligan missmutig.

Die Männer schwiegen, bis Palmer ein paar Minuten später zurückkehrte.

»Annie war früh am Morgen bei drei Patienten. Dorothy Vitters, Joey Scott und Albert Drews.«

»Hat sie diese drei auch sonst besucht?«, fragte Decker.

»Ja.«

»Sie sagten, Mrs. Berkshire sei heute früh da gewesen. War das ihre übliche Zeit?«

»Eigentlich nicht. Normalerweise kam sie gegen Mittag. Unsere Patienten sind dann in der Regel ein bisschen ansprechbarer.«

»Können wir mit den Patienten reden?«

Die Direktorin starrte ihn entsetzt an. »Ich wüsste nicht, was sie Ihnen sagen sollten. Sie sind sehr krank. Und schwach.«

Decker erhob sich. »Das ist mir klar, aber Mrs. Berkshire wurde heute Morgen kaltblütig erschossen, und es ist unser Job, diesen Mord aufzuklären. Falls Anne, wie Sie sagen, zu einer für sie ungewöhnlichen Zeit hier war, bevor sie in die Stadt fuhr und ermordet wurde, ist das eine mögliche Spur, der wir nachgehen müssen. Ich hoffe, Sie verstehen das.«

»Wir werden so diskret wie möglich vorgehen«, fügte Milligan hinzu.

»Müssen Sie den Patienten denn sagen, dass Anne ermordet wurde? Das würde sie schrecklich aufregen.«

»Wir werden unser Bestes tun, jede Aufregung zu vermeiden«, versicherte Milligan.

Decker schwieg. Sein Blick war bereits auf den Flur gerichtet.

Dorothy Vitters war Ende achtzig und lag zerbrechlich und eingefallen in dem letzten Bett, in dem sie auf Erden liegen würde.

Wegen des Patientengeheimnisses hatte Palmer die beiden Agenten nicht darüber informiert, unter welcher Krankheit Mrs. Vitters litt. Sie ließ die beiden Männer an der Tür zurück und verschwand wieder in ihrem Büro.

Decker blieb an der Türschwelle stehen und sah sich in dem kleinen, spärlich möblierten Zimmer um.

»Alles in Ordnung?«, fragte Milligan mit leiser Stimme.

Doch bei Decker war nichts in Ordnung, gar nichts.

Denn diesmal sah er nicht das irisierende Blaugrün, das er mit dem Tod assoziierte, sondern ein tiefes, beinahe schwarzes Marineblau. Das war neu für ihn. Doch als er dann die todkranke Frau sah, erkannte er den Grund dafür. Anscheinend nahm sein Verstand den nahenden Tod bei jedem Individuum durch eine andere Blauschattierung wahr.

Mein demoliertes Gehirn hat doch immer wieder nette Überraschungen für mich.

Er wollte nicht hier sein, wenn Vitters starb, denn er wollte nicht erleben, wie aus dem Marineblau plötzlich das alarmierende Blaugrün wurde.

»Mir geht's gut«, sagte er schließlich.

Er betrat das Zimmer, nahm sich einen Stuhl und setzte sich ans Bett. Milligan blieb neben ihm stehen.

»Mrs. Vitters, ich bin Amos Decker, und das ist Todd Milligan. Wir sind gekommen, um mit Ihnen über Anne Berkshire zu sprechen. Soviel wir wissen, hat Anne Sie heute Morgen besucht ...«

Dorothy Vitters richtete ihre tief in den Höhlen liegenden Augen auf die Männer. Ihre Haut war hellgrau, ihr Atem ging flach. In der Nähe ihres Schlüsselbeins lag ein Zugang für die schmerzstillenden Medikamente.

»Anne war da«, sagte sie schleppend. »Ich war überrascht, weil sie früher als gewöhnlich kam.«

»Wissen Sie noch, worüber Sie gesprochen haben?«

»Wer sind Sie?«

Decker wollte der alten Dame seinen Ausweis zeigen, doch Milligan hinderte ihn mit einer raschen Bewegung daran. »Wir sind Freunde von Anne«, sagte er. »Sie hat uns gebeten, bei Ihnen vorbeizuschauen, weil sie es nicht schafft, heute noch einmal zu Ihnen zu kommen.«

Die wässrigen Augen blickten alarmiert. »Ist alles in Ordnung mit ihr? Sie ist doch nicht krank?«

»Sie hat keine Schmerzen«, antwortete Decker wahrheitsgemäß. Er verließ sich darauf, dass die Medikamente, unter denen die alte Dame stand, deren Verstand trübten; anderenfalls hätte Mrs. Vitters klar sein müssen, dass nichts von dem, was ihre Besucher sagten, irgendeinen Sinn ergab.

»Ach, es war das Übliche«, sagte die alte Frau. »Das Wetter ... ein Buch, das sie las und von dem sie mir erzählt hat ... und meine Katze.«

»Ihre Katze?«, fragte Milligan.

»Sunny ist tot. Ach, das muss mindestens zehn Jahre her sein. Aber Anne mochte Katzen.«

»War sonst noch etwas?«, wollte Decker wissen.

»Nein, ich kann mich nicht erinnern. So lange war sie auch gar nicht hier.«

»War Anne anders als sonst? Oder wie immer?«

Mrs. Vitters' Stimme wurde härter, artikulierter. »Sind Sie sicher, dass es Anne gut geht? Warum sind Sie hier und stellen alle diese Fragen? Ich mag ja im Sterben liegen, aber ich bin nicht dumm.«

Decker sah ein stählernes Funkeln in den wässrigen Augen, das sofort wieder erlosch.

»Wenn Sie die Wahrheit wissen wollen, Anne ist ...«

Milligan unterbrach ihn: »Wir wissen, dass Sie keineswegs dumm sind, Mrs. Vitters. Anne ist heute hingefallen und hat sich den Kopf angeschlagen. Sie kommt wieder ganz in Ordnung, ist aber ziemlich durcheinander. Sie kann sich nicht mal an die Zugangscode von ihrem Handy, der Alarmanlage in ihrer Wohnung und ihrem Computer erinnern. Deshalb hat sie uns hergeschickt. Wir sollen herausfinden, worüber sie mit Ihnen gesprochen hat, damit wir es ihr erzählen können. Die Ärzte meinen, das könnte Annes Erinnerung wieder auf Trab bringen.«

Mrs. Vitters schien erleichtert. »Ach so ... ja, gut. Tut mir leid, dass Anne hingefallen ist.«

Decker warf Milligan einen raschen Blick zu, bevor er sich wieder an die alte Dame wandte. »Jedenfalls ... wir sind für jede Information dankbar, die Sie uns geben könnten.«

»Wie schon gesagt, wir haben nicht viel gesprochen. Allerdings ... Anne schien mit den Gedanken woanders zu sein. Normalerweise geht das Gespräch von ihr aus, aber heute musste *ich* sie mehrmals ansprechen.«

»Haben Sie Anne gefragt, ob etwas nicht in Ordnung ist?«

»Ja. Anne sagte, es gäbe da etwas, das sie beschäftigt, aber sie hat nicht gesagt, um was es sich handelt.«

»Hatte Anne heute noch andere Patienten besucht, bevor sie zu Ihnen kam?«

»Ich glaube, ich war die Letzte. Anne sagte allerdings, sie müsse noch irgendwohin, als sie gegangen ist.«

»Hat sie gesagt, wohin?«

»Nein.«

Decker stand auf und wandte sich zum Gehen.

Milligan sagte hastig: »Vielen Dank für Ihre Hilfe, Mrs. Vitters. Können wir irgendetwas für Sie tun?«

Die alte Dame lächelte grimmig. »Legen Sie bei dem Mann da oben ein gutes Wort für mich ein.«

Als sie gingen, raunte Milligan Decker zu: »Du musst mit diesen Leuten behutsamer umgehen, okay? Sie liegen im Sterben.«

Er ging an Decker vorbei, der sich noch einmal umdrehte und zu Dorothy Vitters blickte. Sie hatte jetzt die Augen geschlossen. Decker ging zurück zu der alten Dame und schaute auf sie hinunter. Das ruhige Marineblau vor seinen Augen verwandelte sich immer wieder für Sekundenbruchteile in schimmerndes Blaugrün. Decker glaubte nicht, den Tod eines Menschen vorhersehen zu können, aber sein Verstand vollzog bei dieser todkranken Frau offensichtlich den logischen Sprung.

Er beugte sich vor und richtete das Kopfkissen der alten Dame, damit sie bequemer lag. Seine Hand strich über das weiße Haar, und leise sagte er: »Es tut mir leid, Mrs. Vitters.«

Er bemerkte nicht, dass Todd Milligan ihn von der Tür aus beobachtete.

Milligan eilte davon, bevor Decker sich umdrehte.

5

Joey Scott war ein noch traurigerer Fall als Dorothy Vitters.

Decker und Milligan standen zusammen mit Sally Palmer, der Direktorin, an der Tür des Zimmers. Scott war gerade einmal zehn Jahre alt, aber sein kurzes Leben näherte sich dem Ende.

Palmer, die sie hergeführt hatte, verzichtete nach den mitleidvollen Blicken der beiden Männer auf das Patientengeheimnis. »Leukämie«, sagte sie. »Die Art, die man nicht behandeln kann.«

»Warum hat Anne Berkshire ihn besucht?«, fragte Milligan schließlich. »Kommen seine Eltern nicht?«

Palmer reagierte gereizt. »Er sollte adoptiert werden, nachdem er aus dem Waisenhaus rausgekommen war. Als er krank wurde, haben seine sogenannten Adoptiveltern einen Rückzieher gemacht.« Angewidert fügte sie hinzu: »Vermutlich wollten sie ein gesundes Exemplar. Anne hat den Jungen mindestens zweimal die Woche besucht. Sie war alles, was Joey hatte.«

Abrupt drehte Palmer sich auf dem Absatz um und ging, einen Ausdruck der Verzweiflung auf dem Gesicht.

Decker betrachtete den kleinen Jungen, der im Bett lag, und seine Gedanken wanderten zurück zu der Tochter, die er gehabt hatte. Molly war vor ihrem zehnten Geburtstag ermordet worden. Decker hatte ihre Leiche und die seiner Frau in seinem alten Haus gefunden. Und dank seiner Hyperthymesie würde er sich

nun für alle Ewigkeit an jedes Detail dieser Tragödie erinnern, als wäre sie eben erst geschehen.

Decker wusste, ihm konnte nichts Schlimmeres mehr zustoßen. Nichts könnte schrecklicher und deprimierender sein, als seine Familie ermordet aufzufinden. Aber was er nun vor sich hatte, kam dem schon sehr nahe.

Er setzte sich neben den Jungen, der langsam die Augen öffnete. Sein eingefallener Körper war mit Überwachungskabeln und intravenösen Zugängen übersät.

»Hallo, Joey, ich bin Amos«, sagte Decker. »Das ist mein Freund Todd.«

Joey hob eine Hand und winkte schwach.

»Wie ich hörte, war deine Freundin Anne heute hier.«

Joey nickte.

»Habt ihr euch nett unterhalten?«

»Sie hat mir vorgelesen«, sagte Joey mit leiser Stimme.

»Ein Buch?«

Er nickte. »*Harry Potter und der Gefangene von Askaban*. Es steht da im Regal. Sie sagte, sie kommt morgen wieder und liest mir den Rest vor.«

Decker griff nach dem Buch und blätterte darin, bis er zu dem Lesezeichen ungefähr zehn Seiten vor Schluss kam. »Das ist toll. Hat sie nur gelesen? Oder hat sie sonst auch noch was getan?«

Joey schüttelte den Kopf. »Wir haben uns nur noch ein bisschen unterhalten.«

»Worüber?«

»Sind Sie Freunde von Anne?«

»Ich bin ihr heute Morgen begegnet«, sagte Decker. »Sie ist der Grund, weshalb wir dich besuchen. Sie wollte, dass wir ihre Freunde hier kennenlernen.«

»Oh ... okay.«

»Wie lange bist du schon hier, Joey?«, fragte Milligan.

Der Junge sah ihn blinzelnd an. »Weiß ich nicht.«

Milligan trat einen Schritt zurück, stützte sich mit einer Hand an der Wand ab und schaute Decker hilflos an.

»Weißt du noch, worüber du mit Anne gesprochen hast?«, fragte Decker weiter. »Über das Buch?«

»Sie hat mich gefragt, ob ich den Sonnenaufgang gesehen habe.«

Decker richtete den Blick auf das große Fenster, das nach Osten zeigte. Langsam wandte er sich wieder Joey zu. »Und? Hast du?«

Joey nickte. »Ja. Es war schön.«

»Als ich noch ein Kind war, bin ich immer ganz früh aufgestanden und hab mir auch den Sonnenaufgang angeschaut«, fuhr Decker fort, worauf Milligan ihm einen erstaunten Blick zuwarf. »Ich bin in Ohio groß geworden, deshalb ging die Sonne später auf als hier.«

Auf dem Nachttisch neben dem Bett stand ein gerahmtes Foto. Decker hob es hoch. Es war ein Bild des Footballstars Peyton Manning.

»Bist du ein Fan von Peyton?«

Joey nickte. »Ich hab viel Football gesehen. Bevor ich krank wurde, hab ich sogar gespielt.« Sein Blick schweifte über Deckers massigen Körper. »Sie sehen wie ein Footballspieler aus. Vielleicht wäre ich auch so groß geworden wie Sie.«

Milligan rieb sich die Augen, fasste sich aber wieder. »Amos hat in der NFL gespielt, Joey«, sagte er. »Für die Cleveland Browns.«

Die Augen des kleinen Jungen wurden groß, und die Andeutung eines Lächelns erschien auf seinen müden Zügen. »Echt?«

Decker nickte. »Meine Karriere war allerdings kurz und ziemlich schmerzhaft.« Er stellte das Foto zurück. »Vor meiner Zeit in Cleveland hab ich bei den Ohio State Buckeyes gespielt. War 'ne tolle Zeit. Ein paar der schönsten Jahre meines Lebens.«

»Wow«, sagte Joey. »Kennen Sie Peyton Manning?«

»Nein, aber Peyton war einer der Größten.« Decker lehnte sich zurück. »Hast du dich mit Anne noch über etwas anderes unterhalten?«

Das Lächeln verblich. »Eigentlich nicht.«

»Hat sie dir erzählt, wohin sie wollte, als sie gegangen ist?«

Joey schüttelte den Kopf.

Decker stand auf. »Danke, Joey, du warst uns eine große Hilfe.«

»Gern geschehen.«

Milligan blickte auf den Jungen hinunter. »Wie wär's, wenn ich dich noch mal besuche?«

»Klar. Vielleicht können Sie mit Anne zusammen kommen.«

»Mal sehen.« Milligan zog eine Visitenkarte aus der Tasche und legte sie neben das Foto von Peyton Manning auf den Nachttisch. »Wenn du etwas brauchst, sag den Leuten hier, sie sollen mich unter dieser Nummer anrufen, okay?«

»Okay.«

»Nochmals vielen Dank.«

Joey sah Decker an. »Darf ich Ihnen die Hand schütteln? Ich hab noch nie einen echten NFL-Spieler gesehen.«

Decker nahm langsam die Hand des kleinen Jungen. Es sah aus, als würde ein Wal einen kleinen Fisch verschlingen.

»War mir eine Ehre, dich kennenzulernen, Joey.« Decker stellte das Buch zurück ins Regal und verließ das Zimmer.

Milligan folgte ihm.